

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 53 (1982)
Heft: 11

Artikel: "Eine Änderung - Erneuerung - des Denkens tut not"
Autor: Schneider, Arnold / Bühler, Andres / Tootill-Amrein, Heidi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809922>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Eine Änderung – Erneuerung – des Denkens tut not»



Im Zentrum der VSA-Jahresversammlung 1982 standen – die Leser wissen es – zwei Vorträge und zwei Podiumsgespräche zum Thema «Probleme der Professionalisierung». Nach dem Abdruck des Vortrags von Prof. Dr. Heinrich Tuggener in Nummer 10 des Fachblatts «Schweizer Heimwesen» folgt im November-Heft die Textfassung des auf Tonband aufgenommenen ersten Podiumsgesprächs. Unter der Leitung von Regierungsrat Arnold Schneider, Ehrenmitglied des VSA und vor seiner Wahl in die Regierung Vorst^{er}her des Bürgerlichen Waisenhauses in Basel, stellten sich am 18. Mai 1982 dem Auditorium (auf dem Bild vlnr): Ruth Beusch-Neukomm (Haushalteiterin), Flawil, Dr. Fitzgerald Crain (Psychologe), Basel, Rösli Wolf-Signer (Schulschwester, Alters- und Pflegeheim), Schaffhausen, Hans Kunz (Leiter der Ostschweiz. Heimerzieherschule), Rorschach, Judith Zimmermann-Solenthaler (Altersheimleiterin), Zürich, Marianne Dubach-Vischer (frühere Präsidentin des Frauenvereins als Vertreterin der Trägerschaft), Basel, Heidi Tootill-Amrein (Heimerzieherin), Pfeffingen, und Andres Bühler (Leiter eines Schulheims für Mädchen), Kehrsatz. Titel und Zwischentitel wurden von der Redaktion gewählt.

Einführung: Warum dieses Podiumsgespräch?

Arnold Schneider: Meine Damen und Herren! Der Tagungsleiter hat die Vermutung ausgesprochen, dass sich der Vorsteher des Erziehungsdepartements in der Profession der Lehrer besonders gut auskennen werde. Ich darf und muss darauf sagen: Ich hätte weniger Hemmungen und würde weniger leicht ins Zittern und Stottern geraten, wenn ich vor 1000 Lehrer hentreten müsste, als das jetzt und hier der Fall ist, wo ich mich den Mitgliedern des VSA gegenüber sehe, welche ganz offensichtlich in den vergangenen 16 Jahren, seit ich nicht mehr im Bürgerlichen Waisenhaus, sondern im Rathaus tätig bin, soviel gescheiter geworden sind und soviel mehr Berufserfahrung erworben, das heisst sich derart professionalisiert haben, dass ich sie fast nicht mehr erkennen kann.

Ich habe den Vortrag selber zwar nicht gehört, aber den Vortragstext, den uns Herr Professor Tuggener in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hat, aufmerksam gelesen. In dem Vorgespräch, das wir Leute vom Podium vorhin geführt haben, scheine ich Professor Tuggener leider verschreckt zu haben mit meiner Bemerkung, es sei mir nicht gelungen, den Text ganz zu verstehen. Ich habe mich gefragt: Meint er es ernst oder macht er viel Spass? Beim zweiten Lesen ist es mir dann aufgegangen, dass der Vorsteher des Erziehungsdepartements anscheinend schon

viel zu lange vom Heim weg ist, als dass er den Text gleich auf Anhieb verstehen können. Damit sage ich kein Wort gegen Herrn Professor Tuggener – mein Verhältnis zu den Professoren, sofern sie nicht Geschichte dozieren, ist ungebrochen –, doch habe ich mir einfach eingestehen müssen, dass ich älter geworden bin. Das vielleicht zum Trost für diejenigen, welche hier im Saal beim Hören eventuell auf Anhieb auch nicht alles erfasst haben mögen. Über Nacht bis morgen wird es ihnen sicher aufgegangen sein.

Nach dieser – zugegeben: etwas seltsamen – Einleitung wollen wir uns ohne weiteren Verzug unserer Aufgabe zuwenden. Und zwar möchten wir ausgehen von der Verberuflichung, nicht von der Professionalisierung. Sie haben ohne Zweifel bemerkt, meine Damen und Herren, dass Professor Tuggener im Vortrag zwischen Verberuflichung und Professionalisierung unterschieden hat. Auf der Ebene der Verberuflichung soll ins Zentrum gestellt werden, was ein Heimleiter und ein Erzieher, eine Erzieherin zu sagen haben im Bereich der Heimerziehung, andererseits eine Heimleiterin und ihre verschiedenen Mitarbeiter im Altersheimbereich, in dem es vielleicht noch nicht so viele Berufsbezeichnungen gibt wie in der Erziehung und im Erziehungsheim. Ich schlage vor, dass

wir in einem ersten Durchgang allen Teilnehmern des Podiums Gelegenheit geben, sich zu äussern. Dann prüfen wir, ob «Stoff» genug vorhanden sei, der uns alle elektrisiert. Ich rufe in Erinnerung, dass unser Podiumsgespräch darauf abzielen soll, bestehende Spannungsverhältnisse zu markieren und kontroverse Meinungen sichtbar werden zu lassen. Sollte die Geschichte fad werden, würde ich nicht zögern, von gewissen Reizwörtern Gebrauch zu machen, um Sie ein wenig auf Touren zu bringen. Zu diesem Mittel will ich aber nur greifen, wenn zu wenig Salz in unsere Suppe kommt.

Eine Unterscheidung, die Schwierigkeiten verursacht

Andres Bühler: Ich habe beim Lesen des Vortragstextes das Gefühl bekommen, jetzt seien sämtliche Klarheiten beseitigt. Vielleicht ist es kein Zufall, dass wir vom Podium im Vorbereitungsgespräch drei Viertelstunden haben darauf verwenden müssen, herauszufinden und zu klären, wo die Unterschiede zwischen Verberuflichung und Professionalisierung denn liegen und worin sie bestehen sollen. In diesem Vorbereitungsgespräch habe ich mich erkundigt, ob es zum Aspekt der Verberuflichung oder zum Aspekt der Professionalisierung gehöre, wenn man wissen wolle, weshalb und wieso die Erzieher zu der Forderung gekommen seien, dass in einem Heim alle Erzieherstellen definitiv nur mit ausgebildeten Erziehern besetzt werden dürfen. Die Antwort, das gehöre zum Aspekt der Verberuflichung, hat mir wenigstens einen Teil der abhanden gekommenen Sicherheit zurückgegeben.

Ich sitze an diesem Tisch als Vertreter der Heimerziehung. Das Schulheim, von dem ich rede, kenne ich seit 40 Jahren. Ich habe am Anfang noch eine Zeit ohne ausgebildete Erzieher erlebt. Damals gab es an der Frauenschule Bern auch noch keine Abteilung für Sozialpädagogik. Was seither geworden und entstanden ist, habe ich interessiert mitverfolgt. Nach meinen Eindrücken haben die Schulen sich immer mehr profiliert und versucht, ihren eigenen Weg einzuschlagen. Auf der andern Seite machten wir Heimleiter immer mehr die Faust im Sack oder tauschten hinter vorgehaltener Hand unsere unguten Erfahrungen aus. Die Unruhe wegen dieser Entwicklung scheint mir in den letzten zwei, drei Jahren besonders virulent geworden zu sein, und ich bin froh, dass wir heute miteinander über die Verberuflichung im Heim reden können oder mit dem Miteinander-Reden-Lernen wenigstens anfangen. Ich darf feststellen, dass an der Berner Schule viel Gutes geschieht und dass die behauptete Einseitigkeit und der mangelnde Praxisbezug jedenfalls im Fächerkatalog nicht nachgewiesen werden kann.

Hingegen beschäftigt es mich persönlich stark, ob im Bereich des Methodischen und im Hinblick auf den sogenannten Brückenschlag zur Praxis alles wohlbestellt sei. Da liegen meine Zweifel, da vermute ich Versäumnisse. Und ich habe das Gefühl, da müsse es auch an den Heimen selbst liegen. In den praktischen Fächern wird heute an den Schulen wirklich viel geboten, und trotzdem wird man den Eindruck nicht los, die Erzieher seien bei ihrer Arbeit im Heim, in der konkreten Situation und in der Nähe zum Kind, oft nicht in der Lage, das Gelernte anzuwenden. Mir scheint es wichtig, gerade hierüber mit den Schulen ins Gespräch zu kommen. Da stehen wir meiner Meinung nach erst an einem Anfang.

«... dass mich ein Gefühl von Kälte überfallen hat»

Heidi Tootill-Amrein: Ich bin nicht mit einer vorgefassten Meinung und mit bestimmten Vorstellungen hierher gekommen. Fest steht für mich bloss, dass ich Heimerzieherin bin und dass ich es weiterhin bleiben möchte. Wird es mir gelingen, mich immer so zurechtzufinden, dass ich es weiterhin bleiben kann? Zum Vortrag von Professor Tuggener möchte ich lediglich sagen, dass mich plötzlich ein Gefühl von Kälte überfallen hat. Es ist mir auch in den Sinn gekommen, dass ich ein ähnliches Kälte-Gefühl schon früher einmal gehabt habe, gleich am Anfang beim Einstieg in meinen Beruf, anlässlich einer Heimbesichtigung. In jenem Heim schien mir alles kalt und nüchtern, alles sauber unter- und übergeordnet. Das liegt nun ja hinter uns, Heimkampagne und so weiter, alles ist heute viel besser eingerichtet, man weiss auch viel mehr. Und trotzdem hat es mich heute beim Hören des Vortrags gefroren wie damals, und mich bewegt jetzt die Frage: Was hat uns der Fortschritt wirklich gebracht?

Problematische Einstellung gegenüber der Laien-Arbeit

Marianne Dubach-Vischer: Ich bin nicht mehr Präsidentin des Frauenvereins und deshalb vielleicht gar nicht berechtigt, hier an diesem Tisch zu sitzen. Andererseits habe ich möglicherweise dadurch mehr Freiheit und kann mir erlauben, in dieser oder jener Richtung einen Schuss loszulassen. Als ich im Frauenverein antrat – in Basel führt der Frauenverein fünf Kinderheime und 16 Tagesheime und Krippen mit über 200 Angestellten –, gab es, wie Sie sich vorstellen können, unter diesen Angestellten nicht bloss fachlich geschulte, ausgebildete, sondern viele unausbildete, aber in der Arbeit sehr versierte Leute. Als Präsidentin liess ich mich vom Bestreben leiten, diesen unausbildeten Leuten die Gelegenheit zu einer gewissen Auffrischung ihrer Kenntnisse zu bieten und ihnen damit auch zu einer gewissen Sicherheit zu verhelfen. Ich habe es erlebt und begrüsste, dass beispielsweise der VSA seine Heimleiter-Kurse eingeführt hat und dass die Heimleiter dadurch die Möglichkeit bekommen haben, ihr Wissen zu vertiefen.

Das ist das eine: Der Gegensatz, diese Spannung zwischen den ausgebildeten und den unausbildeten Mitarbeitern. Ein zweites Spannungsfeld ergibt sich daraus, dass im Frauenverein immer noch viel freiwillige Arbeit geleistet wird, indem in jedem Heim eine freiwillige Mitarbeiterin dazu gehört, zum Heim steht und mit dem Heimleiter die «Geschickte des Heims» bespricht. Nun liest man's immer wieder, bekommt es zu hören und zu spüren, freiwillige Mitarbeit von Laien sei heutzutage etwas völlig Unmögliches, völlig Überlebtes. Freiwillige Arbeit von Laien sei nichts anderes als Machtausübung durch Verteilung von Almosen, die nur am Zementieren der bestehenden hierarchischen Strukturen interessiert sei. Eine solche Ablehnung muss alle die, die sich freiwillig und in guten Treuen einsetzen, sehr schmerzen. Als Präsidentin des Frauenvereins hat mir diese Einstellung gegenüber Laien zu schaffen gemacht. Gerade darum habe ich den Vortrag von Herrn Professor Tuggener geschätzt und mehrmals gelesen. Er ist voll von feinen Anspielungen, die deutlich auf das erwähnte Spannungsfeld hinweisen.

Weshalb dieses Feindbild Theorie–Praxis?

Judith Zimmermann-Solenthaler: Mir ist es aufgefallen, dass im VSA in den letzten Jahren ein Feindbild Praxis-Theorie entstanden ist. Ich empfinde dieses Feindbild als unrealistisch, als ein Phantom. Das Verhältnis Theorie–Praxis scheint mir in den letzten Jahren immer mehr auseinandergebrochen zu sein – gerade so, als ob der sogenannte Theoretiker, das heißt der Mensch, der denkt, nicht auch ein Herz haben dürfte, und gerade so, als ob der fühlende, handelnde Mensch, der sogenannte Praktiker, nicht beim Handeln auch denken sollte. Ich hoffe, dass die Basler Tagung dazu beitragen kann, dieses Feindbild abzubauen, und ich selber möchte gern zur Entschärfung des Gegensatzes zwischen Theorie und Praxis etwas tun, obwohl unser Podium ja die Aufgabe hat, die Gegensätze scharf herauszustellen.

Hans Kunz: Man hört aus dem Votum von Frau Zimmermann heraus, dass sie nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Ausbildung tätig gewesen ist. Sie hat mir sehr aus dem Herzen gesprochen. Ich bin hier als Vertreter der Ausbildung und als Vertreter «meiner» Schule in Rorschach. Früher habe ich im Heim gearbeitet, aber jetzt rede ich als Ausbilder und möchte ein paar wenige, einfache Dinge sagen – wahrscheinlich sind es ganz selbstverständliche Dinge, aber ich habe, wie Frau Zimmermann, bisweilen auch den Eindruck, dass, was mir als selbstverständliche Gegebenheit erscheint, auf der «Gegenseite» der Praktiker durchaus nicht als selbstverständlich empfunden wird, möglicherweise mit Grund.

«Wer ausbilden will, macht sich ein Bild vom Ziel»

Wer ausbilden will, macht sich ein Bild vom Ziel, also davon, was er erreichen will, ein Bild des Erzieherberufs, der Erzieherpersönlichkeit. Zu diesem Bild gehören die Vorstellungen der vielschichtigen Aufgaben, die erfüllt werden sollten, gehören die Status-Vorstellungen dessen, der als Berufsinhaber eine Dienstleistung erbringt. Als Ausbilder muss ich mir immer wieder Gedanken darüber machen, worum es in der Ausbildung eigentlich gehen soll. Und da möchte ich zuerst sagen: Der Maßstab wird gegeben, muss sicher immer abgeleitet werden von dem Menschen, der im Heim betreut wird, vom Klienten, wenn Sie diesen Fachausdruck zulassen. Von den Bedürfnissen des Klienten muss der Maßstab abgeleitet werden. Und es ist mir klar, dass ein Erzieher beides sein muss: Er muss *Mitmensch* sein – damit wird eine Dimension angesprochen, die zum Beispiel die Kommission Heimerziehung des VSA in ihrer Stellungnahme zum Entwurf der Grundanforderungen der SAH unter dem Kennwort «Pädagogik» auch ausspricht. Das Menschlich-Persönliche ist meiner Meinung nach ganz gewiss eine Ebene, die von den Ausbildern ernstgenommen, gepflegt und gefördert werden muss. Aber der Erzieher muss sich auch auf der anderen Ebene bewegen, auf der Ebene des Fachlichen, welches seinerseits wieder sehr vielfältig und vielschichtig ist.

Zum Stichwort der Verberuflichung im engeren Sinne: Dient es der Aufgabe – möchte ich fragen –, dient es der zu erbringenden sozialpädagogischen Dienstleistung, wenn der Beruf des Erziehers als ein bekannter und anerkannter, geachteter Beruf gelten kann? Meine Antwort ist vorneweg

ja. Ich denke, das diene der Sache. Aber ich räume ein, dass damit auch gewisse Gefahren verbunden sein könnten, über die wir miteinander nachdenken müssen. Wir können uns solchen Wünschen und Vorstellungen nicht verschließen, weil die Leute, die als Erzieher tätig sein möchten, nicht nur wissen wollen, was sie zu tun, welchen Einsatz sie zu leisten haben, sondern auch wissen wollen, wie ihr Brotkorb aussieht, wie es mit ihrer Zukunft, mit ihrer Laufbahnplanung bestellt ist. Zum Berufsbild, das in der Ausbildung vorhanden sein muss, gehören sicher auch die Fragen der Verberuflichung und der Professionalisierung.

Weiterbildung: «Nichts als Unruhe ...»

Rösli Wolf-Signer: Ich bin in der Weiterbildung tätig, und mein Gebiet, mein Bereich, den ich hier vertrete, ist der Bereich des Alters- und Pflegeheims. Ich möchte gern mit ein paar Beispielen anfangen. An einer öffentlichen Veranstaltung, an der ich kürzlich beteiligt gewesen bin, machte auch ein Langzeitpatient mit. Er erklärte deutlich und unmissverständlich, dass ihm unter seinen Betreuern Frauen im mittleren Alter *ohne* Ausbildung am liebsten seien. «Wissen Sie», sagte er, «diese Frauen spüren noch, was ich brauche. Denen brauche ich nicht jeden Tag aufs neue zu sagen, was ich nötig habe». Ich habe schon oft auch mit einem Heimverwalter gesprochen. Seine Antwort: «Weiterbildung des Personals? Das bringt nichts als Unruhe ins Heim! Ich habe schlechte Erfahrungen gemacht. Die Leute bringen aus den Kursen nichts heim außer Forderungen, die nicht realisierbar sind. Einzelne finden sich auf einmal auch zu hübsch und zu gut für gewisse Arbeiten.» Weiteres Beispiel: Eine Oberschwester, mit der ich telefonierte, erklärte mir rundheraus, Oberschwester zu sein, sei der unmenschlichste Beruf, den es gebe. Warum? Weil alle mit ihren Klagen immer zu ihr kommen: die Pflegerinnen, die Angehörigen der Patienten, die Nachbarn des Heims, die behaupten, in ihrer Nachtruhe gestört zu werden. Noch ein Beispiel: Im April begann ein berufsbegleitender Weiterbildungskurs mit 17 Teilnehmern. Davon erklärten fünf schon am ersten Tag, dieser Kurs werde sie zur Entscheidung bringen, ob sie den Belastungen ihres Berufs weiterhin standhalten könnten oder ob sie aussteigen sollten.

Von «runden» und von «eckigen» Köpfen

Anhand der beiden ersterwähnten Beispiele möchte ich etwas näher erläutern, wie ich denke, dass die Ausbildung und Fortbildung eigentlich sein müsste. Der zitierte Heimverwalter erklärte mir, Mitarbeiter, die zur Weiterbildung noch «mit runden Köpfen» in die Schule einträten, kämen nach der Ausbildung «mit eckigen Köpfen» heraus. So verstehe ich Weiterbildung nicht. Man muss zugeben, dass Prestigefragen oft eine Rolle spielen. Auch gibt es den Hochmut des Ausgebildeten gegenüber dem Nichtausgebildeten, und den Vorwurf der Inkompetenz hat man schnell zur Hand. Aber das ist manchmal doch nur der Ausdruck der Hilflosigkeit und der Ohnmacht gegenüber bestimmten Problemen und Situationen. Manchmal kann es auch Machthunger sein. Es gibt Leute, die gern schnell die Leiter emporsteigen möchten, um umso besser gewisse Fragen und Aufgaben delegieren zu können.

Der eigentliche Sinn der Fortbildung

So also möchte ich die Weiterbildung des Personals in Alters- und Pflegeheimen insgesamt nicht verstanden wissen. In den Weiterbildungskursen, an denen ich beteiligt bin, sehe ich immer wieder, dass solche Kurse für das Heimpersonal wirklich nötig sind und dass sie gewünscht werden – fast möchte ich von einem Notschrei reden. Wir alle, die wir im Heim unseren Beruf ausüben, haben gewissermassen einen Rucksack zu tragen, der uns eine Last sein kann, unter Umständen eine schwere Last. Der Zweck der Weiterbildung, wie ich sie sehe, kann deshalb nur der sein, den Mitarbeitern zu zeigen, wie sich der Rucksack ringer tragen lässt. Diese Erleichterung kann geschehen durch Vermehrung der Kenntnisse im Fachlichen oder durch Förderung des Verstehenkönnens im zwischenmenschlichen Bereich. Wichtig und wesentlich scheint mir vor allem, die Mitarbeiter von heimlichen oder offenen Ängsten vor dem Ungewohnten freier zu machen.

Reale Gefahren in der Ausbildungssituation

Dr. Fitzgerald Crain: Ich bin froh darüber, dass wir hier über die Verberuflichung reden, die mir näher liegt als die abstrakte Professionalisierung. Ich finde es an sich paradox, dass man heutzutage dazu neigt, das Gesunde, das Natürliche, das Spontane in der Normalfamilie zu idealisieren, während man andererseits darauf so grosses Gewicht auf die Verberuflichung des Erziehers oder des Betreuers oder des «Agogen» legt. Es gibt durchaus Gründe, die es uns nahelegen könnten zu sagen, dass es sinnvoller wäre, keine ausgebildeten Leute, keine Fachleute zu haben. Wir erleben es ab und zu in den Heimen, dass Erzieher während ihres Vorpraktikums eine grosse Spontaneität und Natürlichkeit an den Tag legen. Wenn sie ihre Ausbildung hinter sich haben, ist ihnen von dieser Spontaneität viel abhanden gekommen. Mir scheinen da in der Ausbildungssituation ein paar reale Gefahren und Risiken zu bestehen, wenigstens tendenziell.

Nicht wahr: Ein Erziehungsprozess ist im Grund etwas sehr Komplexes, und eigentlich weiss keiner ganz genau, was da passiert und was da abläuft in einer Erziehungs- oder Unterrichtssituation. Hingegen gibt es einzelne Faktoren, von denen man heute weiss, dass sie entscheidend sind. In der pädagogischen Literatur ist immer wieder von Echtheit die Rede, von emotionaler Wärme, von menschlicher Lebendigkeit, von Engagement. Meiner Meinung nach besteht in der Ausbildung die Gefahr, dass beim Lernen von Techniken, von Handlungsstrategien und so

weiter die wahre Persönlichkeit des Erziehers sozusagen zugedeckt oder verschleiert wird.

Wer zum Beispiel sehr autoritär veranlagt ist – oder andere Probleme hat –, lernt in der Ausbildung ein ganz anderes Verhalten. Er gibt sich dann dem Kind gegenüber antiautoritär. Dem Kind ist es nicht möglich, die Sache zu durchschauen. Was geht in diesem Erziehungsprozess vor? Das Kind weiss nicht, woran es ist. Wenn der Erzieher ein klar zu erkennender autoritärer Typ ist, kann sich das Kind gegen ihn wehren, indem es eine Wut hat, sich mit anderen verbündet. Wenn das Kind aber bloss spürt, dass mit dem Erzieher da vor ihm etwas nicht ganz stimmt, ist das für es das grössere Problem, als wenn es klar wüsste, woran es mit diesem Erzieher ist.

Ich bin schon oft Erziehern begegnet, bei denen ich das Gefühl bekam, es liege ein Bruch in ihrer Persönlichkeit vor. Eine weitere Gefahr, ein weiteres Risiko sehe ich in der Intellektualisierung: Wenn der Erzieher in der Ausbildung einfach Techniken lernt – wenn er beispielsweise lernt auf lerntheoretischer Grundlage, wie man löscht oder wie man verstärkt. Er geht in einen Kurs, kommt zurück und hat den Eindruck, jetzt ein Mittel in der Hand zu haben. Er vergisst, dass Erziehung immer dialogisch sein sollte, weil es sich ja immer um eine Zweierbeziehung handelt. Ein Kind ist nie aggressiv an sich, es ist vielmehr aggressiv in einer bestimmten Situation, beispielsweise aggressiv mir gegenüber. Und diese Pseudoobjektivität, die man oft beobachten kann, finde ich sehr problematisch. Es scheint mir wichtig, dass die Ausbildung diese Gefahren ernstnimmt. Sonst wird Erziehung leicht zur blosen Manipulation.

«Die Spezialisierung löst in mir ungute Gefühle aus»

Ruth Beusch-Neukomm: Ich vertrete hier die Haushalteiterin und den hauswirtschaftlichen Bereich im Heim. Die Hauswirtschaft ist eine ganz praktische Aufgabe. Die Haushalteiterin unterliegt darum kaum der Gefahr, dass aus ihrem Beruf eine Profession wird. Die Spezialisierung, die mit der Professionalisierung verbunden ist und die damit auch angestrebt zu werden scheint, löst in mir ungute Gefühle aus. Ich bin der Meinung, dass eine gutfundierte, breitgefächerte Ausbildung, die den ganzen Menschen erfasst, wesentlich wichtiger sei, eine Ausbildung also, die auf den Menschen bezogen und auf ihn zugeschnitten ist. Sie soll uns befähigen, dem Betreuten das nötige Verständnis entgegen zu bringen. Eine Spezialisierung, wie sie in der industriellen Wirtschaft üblich ist, greift im Sozialen zu kurz.

Kleine Zwischenbilanz vor dem zweiten Durchgang

Arnold Schneider: Nach dem ersten Durchgang wird eine kleine Zwischenbilanz fällig, meine Damen und Herren. Zuerst noch ein Wort zum Vortrag von Herrn Professor Tuggener. Jetzt kann ich es ja gestehen, dass es lediglich ein Trick gewesen ist zu behaupten, ich hätte den Text beim ersten Lesen nicht verstanden. Natürlich habe ich ihn verstanden. Aber meine Behauptung hat denen vielleicht ein wenig Mut gemacht, die sich zuerst verschreckt gefühlt haben. Denn es wirkt doch so glaubhaft, wenn ein

Regierungsrat erklärt, er habe etwas nicht recht begriffen . . .

Zur Umsetzung der Theorie in die Praxis

Es sind hier viele Dinge aufgegriffen worden. Für die nächste Runde können wir wohl nicht alles aufnehmen. Ich möchte mich deshalb auf *ein* Thema beschränken:

Umsetzung der Theorie in die Praxis. Das Thema ist sowohl von Herrn Bühler wie von Frau Zimmermann berührt worden. Ich fange mit einer Rückblendung an. Im Jahr 1965 hielt der VSA seine Tagung ebenfalls in Basel ab. Damals durfte ich einen Vortrag halten und sagte ganz böse Sachen. Ich sagte nämlich, die Schulen gäben den Schülerinnen und Schülern viel Theorie mit, die diese niemals in die Praxis umzusetzen vermöchten. Diese Bemerkung hat mir bei den Schulen viel Kritik eingetragen, vor allem bei der Schule für soziale Arbeit in Zürich, wo ich ums Haar aus dem Vorstand ausgeschlossen worden bin. Der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis ist alt, uralt sogar, und er tritt immer wieder auf.

Deshalb komme ich jetzt zu dem von Frau Zimmermann erwähnten Feindbild. In meiner Tätigkeit als Waisenvater habe ich Absolventen und Absolventinnen der verschiedensten Schulen kennengelernt, auch Praktikanten und Praktikantinnen. Und als Heimleiter wurde ich damals den Eindruck nicht los, dass viel zuviel Theorie angeboten wurde und die Schüler(innen) richtig hilflos seien. Ehrlicherweise muss ich zu diesem Eindruck beifügen: ... und die Heimleiter haben es den hilflosen Schülerinnen und Schülern nicht immer leicht gemacht. Trotzdem kam ich zum Schluss, neben den hochgestochenen Schulen sollte noch etwas Einfacheres eingerichtet werden. So haben ein paar Basler Heimleiter eine Heimerzieherinnenschule gegründet, an welcher die Vermittlung der Theorie auf einen Tag pro Woche beschränkt und die Ausbildung berufsbegleitend konzipiert war. Ich stellte jetzt fest, dass das Pflänzlein von damals heute auch eine wissenschaftliche Schule geworden zu sein scheint. Mit der eigenständigen Entwicklung dieser Pflanzstätten muss es offenbar seine besondere Bewandtnis haben.

Wo ist im Heim ein Ausgleich möglich – und wie?

Nun also zum Feindbild, von dem Frau Zimmermann gesprochen hat! Man kann sich fragen, ob mit der Verberuflichung Begriffe wie «Spontaneität» und «Liebe» im Wörterbuch des Heimerziehers gestrichen worden sind. Ich frage: Gibt es Heime (jeglicher Observanz), in denen ein Spannungsverhältnis besteht zwischen ausgebildeten und unausgebildeten Mitarbeitern? Damit nehme ich auch auf, was Frau Dubach und Frau Wolf angetippt haben. Besteht in einem solchen Heim die Möglichkeit, einen gewissen Ausgleich herbeizuführen? Dieser Ausgleich müsste wohl so erfolgen, dass die unausgebildeten Kräfte durch Zusatzausbildung zur erwünschten Ergänzung kommen könnten. Erste Frage für die zweite Runde: Der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis – wird und muss er als Thema immer auf der Traktandenliste bleiben? Könnten die Schulen und die Praktikumsleiter zum Abbau beitragen oder leben sie wechselweise aneinander vorbei? Zweite Frage: Sind die ausgebildeten Mitarbeiter im Heim den weniger ausgebildeten wirklich und allgemein so sehr überlegen, dass Spannungen geradezu unvermeidbar sind?

Judith Zimmermann: Auf die Gegenüberstellung «Ausgebildete Erzieher/Heimleiter ohne Liebe» – «unausgebildete Erzieher/Heimleiter mit Liebe» sollte man verzichten. Das hat nichts miteinander zu tun. Das ist sowenig zulässig wie die Gegenüberstellung von Äpfeln und Kaminfeuer es wäre. Liebe, Zuwendung zum Mitmenschen ist eine Frage der eigenen Fähigkeit mitzufühlen, mitzuerleben, ist letzt-

lich die Frage, ob ich den eigenen Egoismus zu überwinden vermag oder nicht, ob ich in der Lage bin, meine Kraft und meine Hilfe dem Mitmenschen zur Verfügung zu stellen. Das hat rein nichts mit der Ausbildung zu tun, nicht im geringsten. Diese Frage stellt sich sowohl dem sogenannten Naturtalent, von dem im Vorgespräch die Rede gewesen ist, wie auch dem bestens ausgebildeten Heimerzieher oder Heimleiter.

Ausbildung schwächt die Liebesfähigkeit nicht

Es ist ganz gewiss nicht so, dass die Ausbildung die Liebesfähigkeit schwächt, untergräbt, absterben lässt. Wenn die Liebesfähigkeit nach der Ausbildung abgestorben ist, dann ist sie schon vorher entscheidend geschwächt oder nicht vorhanden gewesen. Wenn Herr Crain Vorpraktikanten beobachtet hat, die spontan und initiativ gewesen sind, als Absolventen der Schule nachher im Heim aber voll Resignation und ohne Initiative gearbeitet haben, dann hängt dieser Umstand unzweifelhaft sehr viel weniger mit der eigentlichen Ausbildung zusammen als vielmehr mit den Erfahrungen insgesamt, die die Leute während dreier Jahre gemacht haben. Nicht wahr: Ein Vorpraktikant ist etwa 19, 20 oder 21jährig. Ein Erzieher nach absolviertter Ausbildung ist also 3 bis 4 Jahre älter, und dass sich ein Mensch während dieser Zeit ändert, stark verändert, ist selbstverständlich. Hoffentlich verändert er sich. Wenn das nicht erlaubt und nötig wäre, könnten wir uns ja begraben lassen. Jeder, der in dieser Arbeit steht, muss eine Zeit der Resignation durchleben, das wissen wir alle. Niemand bleibt davon verschont. Es gibt Tage und Wochen, da man sehr Mühe hat, die eigene Kraft für andere einzusetzen. Aber das hat mit der Ausbildung nichts zu tun.

Wenn das Wissen nicht verinnerlicht werden kann

Heidi Tootill: Nachdem klar geworden ist, dass die Ausbildung zu dem gehört, was uns hier bewegt, kann ich jetzt auf Gedanken zurückgreifen, die ich mir in den vorhergegangenen Wochen gemacht habe. Ich möchte ausgehen von dem, was Sie, Herr Regierungsrat Schneider, vor 10 Jahren anlässlich der Diplomfeier zu uns gesagt haben – damals sprachen Sie nicht nur *gegen*, sondern auch *für* etwas. Damals sagten Sie nämlich von der Ausbildung: «... soll dazu dienen, Menschen zu helfen, das, was an Fähigkeiten in ihnen liegt, wirklich zu entfalten, grösere Selbständigkeit und Befriedigung als Gemeinschaftsmitglieder zu erlangen». Ich kann diese Passage zitieren, weil ich den Zeitungsausschnitt wieder gefunden habe. Ich habe mir überlegt, ob Sie hier davon reden, wie die Erzieher auszubilden seien, oder davon, was und wie die Erzieher im Heim arbeiten sollen. Ich glaube, es ist für Sie Hans was Heiri. Was wir gelehrt bekommen und gelernt haben, so – auf die gleiche Art – müssen wir auch arbeiten. Zur Ausbildung selbst möchte ich sagen: Es heisst, heute werde sehr viel mehr Wissen vermittelt. Wenn man zurückgeht auf das Zitat: «... das, was an Fähigkeiten in ihnen liegt, wirklich zu entfalten ...» – gemeint ist also dasjenige, was in den betreuten Menschen schon vorhanden ist und was nicht von aussen hinzugefügt und hinzugegeben werden kann – dann müssten bei vermehrter Wissensvermittlung in den Betreuten auch mehr zu entfaltende Fähigkeiten vorhanden sein. Ein solche Annahme, dass sich diese Fähigkeiten vermehrt haben sollten, könnte

ich nicht unterschreiben. Und weil ich die Annahme nicht teile, bin ich der Auffassung, dass man die Leute in der Ausbildung überrumpelt und überschüttet mit Dingen, die sie nicht (mehr) zu verinnerlichen vermögen.

Wissenschaft kann den gesunden Menschenverstand nicht ersetzen

Vorhin wurde das Problem der Umsetzung erwähnt. Ich möchte, statt vom Umsetzen, lieber vom Verinnerlichen reden. Ein Beispiel hierfür: Eine Mitarbeiterin steht zurzeit in der berufsbegleitenden Ausbildung. Nach einem halben Jahr fragte ich sie einmal beiläufig: Was lernt Ihr eigentlich in der Schule? Da begann sie mir Dinge aufzuzählen, die ich nur noch ganz knapp verstehen konnte. Als ich ihr erwiderte, dass man in ihrer Arbeit wenig davon merke und spüre, schaute sie mich ganz erstaunt an und machte sich auf meine Kritik gefasst. «Muss man denn das merken?» fragte sie zurück. Meine Antwort: «Nein, nein, glücklicherweise nicht!» Ich habe bei Kollegen schon erlebt, dass man am Freitag bei der Arbeit merken konnte, was er am Donnerstag in der Schule zu hören bekommen hat. Die Mitarbeiterin erklärte mir, sie lasse, was sie in der Schule zu hören bekomme, erst einmal in sich einfließen und in ihr wirken, nie aber könne sie sagen, das, was sie heute lerne, werde sie morgen in der Arbeit auch anwenden. Unter richtiger Ausbildung verstehe ich eine Verinnerlichung dieser Art. Zusammengefasst: Die Wissenschaft soll dafür dasein und dazu dienen, den verloren gegangenen gesunden Menschenverstand wieder zu finden, sie soll aber nicht dazu dienen, den verlorenen gesunden Menschenverstand zu ersetzen.

Schwierige Aufgabe des Ausbildners

Hans Kunz: Im Zusammenhang mit dem Thema Ausbildung möchte ich Bezug nehmen auf das Votum von Herrn Crain und zum Votum von Frau Tootill. Dabei möchte ich mich anschliessen an das, was Frau Zimmermann ausgeführt hat, indem ich es meinerseits unterstreiche.

Stichwort Verlust der Spontaneität: Sie müssen sehen und es verstehen, dass, wer begonnen hat, in die Tiefe zu denken, und wer deutlicher gemerkt hat, wie folgenschwer das eigene erzieherische Verhalten ist, sich verunsichert fühlen kann. Ihm muss doch die eigene Unvollkommenheit bewusst werden, auch die eigene Armut, die bloss teilweise Wirkung. Das ist nicht anders möglich. Und dass eben das auch unsicher macht, ist nicht zu umgehen.

Zum andern Stichwort der Verintellektualisierung: Bitte vergegenwärtigen Sie einmal den Vorgang, der dem Bemühen zugrunde liegt, menschliches Verhalten, vielleicht sogar abwegiges, schwerverständliches Verhalten, besser zu verstehen und einzuordnen in Deutungsmöglichkeiten, welche die Wissenschaft bereitstellt und anbietet. Da muss ein Erzieher sich mit Zusammenhängen vertraut zu machen suchen, in die sich zum Beispiel der Psychologe während vieler Jahre hineingearbeitet hat. Vom Erzieher wird erwartet, dass er in der kurzen Ausbildungszeit diese wichtigen und schwierigen Zusammenhänge, die hineinreichen in das komplizierte, vielschichtige menschliche Gefüge, kennen und sie auszuwerten lernen. Das ist eine so schwere Aufgabe, und es ist einfach nicht möglich, dass

Verunsicherungen und Probleme sich hierbei ganz vermeiden lassen. Beim angehenden Erzieher stehen die «Theorie», gewisse Formeln, gewisse Begriffe natürlicherweise im Vordergrund, wenn er ins Praktikum geht, welche noch nicht haben verinnerlicht werden können. Aber diese «Theorie», diese Begriffe sind nun einmal da, und er wird von der Schule ja deshalb ins Praktikum geschickt, damit er im Vorgang der Verinnerlichung einen Schritt weiterkomme. Das ist doch die grosse Aufgabe und die Chance der Praxis! Mich mutet es ein bisschen sonderbar an, dass und wenn die Praktiker die Ausbildung unter Beschuss nehmen, während sie andererseits als Praktikumsleiter und Heimleiter nicht ihren ganzen Einfluss auf die angehenden Erzieher geltend zu machen suchen. Dieses Problem müssen wir miteinander lösen, es geht gar nicht anders.

Spannungen? Antwort auf eine Frage

Marianne Dubach: Es ist nach vorhandenen Spannungen zwischen ausgebildeten und unausgebildeten Heimmitarbeitern gefragt worden. Meiner Meinung nach muss es zu derartigen Spannungen nicht zwangsläufig kommen, wenn sonst im Heim eine rechte Stimmung herrscht. Ist das der Fall, können sehr wohl ausgebildete und unausgebildete Leute miteinander arbeiten. Doch kann man hin und wieder feststellen, dass einer, der in die Ausbildung geht oder sie hinter sich hat, auf einmal zu verstehen gibt, er sei jetzt sehr viel feiner als die übrigen Mitarbeiter, er wisse jetzt mehr und sei dadurch im Vorsprung vor den andern, die vielleicht älter sind und über mehr Erfahrung verfügen. Spannungen entstehen im Heim dann, wenn der Anspruch auf besonderen Respekt vor dem Ausgebildeten erhoben wird – oder umgekehrt: wenn man beginnt, den Mitarbeiter zu verachten, der sich nicht über die gleiche Schulung ausweisen kann. Und noch mehr Spannungen gibt es dort, wo die, die die gleiche Ausbildung gehabt haben, sich zusammenschliessen und als Gruppe zu verstehen geben, sie seien allesamt viel feiner als die anderen. Ich glaube, Spannungen dieser Art gibt es da und dort, aber das müsste nicht unbedingt so sein.

Andres Bühler: Ich möchte auf das erste Votum von Herrn Kunz zurückkommen. Er hat erklärt, jeder Ausbildner mache sich ein Bild von der Ausbildung und von der Erzieherpersönlichkeit. Ich bestreite ihm das Recht hierzu nicht. Ich stelle lediglich fest: Auch wir im Heim machen uns ein solches Bild. Und ich stelle weiter fest, dass die beiden Bilder nicht kongruent sind und dass durch die Eigendynamik der Schulen die Bilder sich immer mehr voneinander entfernen. Das ist doch der springende Punkt! Vielleicht würde es helfen, wenn man die Vertreter beider Seiten einmal zur Bereinigung der Differenzen zusammen einsperren würde.

Müssten die Schulen nicht auch Sicherheit vermitteln?

Verunsicherung muss sein, kann heilsam sein. Ich frage mich blass, ob sie mit der nötigen Sorgfalt ausgelöst werde. Ich frage mich, ob die theoretische Ausbildung, die kurz ist, so befrachtet werden darf, dass man damit einzelne Absolventen psychiaterreif macht. Diese Frage stelle ich hier und dieses Bedenken melde ich hier an. Und, so frage ich weiter: Gäbe es für die Schule nicht auch den Weg,

Sicherheiten zu vermitteln? Da knüpfte ich an, was ich vorher zum methodischen Aspekt und vom Aspekt der Anwendbarkeit des theoretischen Wissens ausgeführt habe. Vorhin ist das Wort von der Verinnerlichung gefallen. Man mag, was Frau Tootill und ich meinen, mit verschiedenen Namen belegen. Ich möchte jede Wortklauberei vermeiden und lediglich sagen: Es gäbe vieles, was man lehren und anwendbar machen könnte – so, dass es das Leben der Heimkinder zu gestalten hilft und dem Erzieher im Tätigsein und in der Nähe zu den Kindern, in der Arbeit, mehr Sicherheit bringt. Diese Brücke fehlt mir irgendwie. Ich weiss zwar, dass zum Beispiel die Fächer Werken und

Textiles Gestalten unterrichtet werden (schade, dass Singen und Musizieren nicht obligatorisch sind!), aber ich erlebe es auch, dass der Erzieher vor den Kindern im Heim ratlos ist, wie er das Gelernte in die Tat, ins Werk umsetzen soll. Natürlich, das weiss ich, finge hier die Aufgabe für uns Heimleute an. Aber dafür müssten wir von den Ausbildnern genau wissen, was in den Fächern gemacht wird, mit welchen Möglichkeiten und Fertigkeiten die Absolventen ins Heim-Praktikum kommen und welche Hilfestellung die Heime konkret leisten könnten. In diesem Zwischenbereich scheint mir einfach noch etliches zu fehlen.

Die Hauptaufgabe der Heimleitung – früher und heute

Arnold Schneider: Früher – ich chargiere damit ein bisschen – hat ein Heimleiter die Hauptaufgabe darin sehen müssen, für die Kinder oder, im Altersheim, für die Pensionäre dazusein. Jetzt soll, wie ich oft höre, die Hauptaufgabe darin bestehen, für die Erzieher(innen) dazusein. Mit dieser pointierten Feststellung will ich aufnehmen, was Herr Bühler ausgeführt hat, um es an Frau Zimmermann weiterzureichen – nein, zuerst noch will Frau Wolf etwas sagen.

«Nicht Sterilität ist wichtig, sondern Intensität»

Rösli Wolf: Ich möchte anknüpfen am Votum von Frau Zimmermann. Sie hat erklärt, Liebe und Zuwendung hätten mit der Ausbildung nichts zu tun. Jeder Mensch bringe beides mit – oder nicht. Da möchte ich einen Einspruch anmelden. Ich stelle nämlich immer wieder fest, dass im Pflegebereich Leute in die Ausbildung einsteigen, bei denen die erwähnte Spontaneität abgetötet, die Zuwendung abgestumpft und getötet wird. In der Ausbildung werden die Schülerinnen zwar immer wieder auf die Wichtigkeit der Zuwendung aufmerksam gemacht. Aber dann sehen die abgehenden Schülerinnen, die voll Idealismus ins Heim oder auf die Abteilungen kommen, dass bei den langjährigen Schwestern und Pflegern von der Spontaneität nichts oder wenig mehr vorhanden ist. Darum hat die Frage, um die es geht, eben doch mit der Ausbildung – vor allem mit der Fortbildung – zu tun. Das Personal muss immer wieder lernen, die Werte, die in der Zuwendung liegen, zu erkennen und höher zu schätzen. Das rein fachliche, medizinisch-pflegerische Wissen allein genügt nicht. Die Schwester eines Pflegeheims erklärte mir kürzlich: «Bei uns ist nicht Sterilität wichtig, sondern Intimität!» Wenn das, was alles zum Aspekt der Intimität gehört, wieder freigelegt und reaktiviert werden kann, muss – so glaube ich – auch der störende, spannungsstiftende Unterschied zwischen ausgebildeten und unausbildeten Mitarbeitern im Heim kleiner werden.

«Ich gehe auf Distanz» – ein Schlüsselwort?

Arnold Schneider: Bevor ich Frau Zimmermann das Wort erteile, will ich Sie vom Podium noch etwas mehr reizen. Als ich die Vorsteherin der Kindergärten habe neu wählen

lassen müssen, wurde die Gewählte zu mir ins Büro eingeladen. Ich musste der Frau sagen, sie sei ums Haar nicht gewählt worden, weil sie ihr Bewerbungsschreiben mit allzu vielen Fremdwörtern gespickt habe. Vor Überraschung und Erstaunen fiel sie fast vom Stuhl. Damit möchte ich sagen: Gehört es heute leider nicht zur Überhöhung und ist es nicht das Signal des Anspruchs auf höhere Geltung bei Absolventen einer Ausbildungsstätte, dass sie auch betont 'gebildet' und 'soziologisch-pädagogisch angereichert' sprechen und schreiben? Diejenigen, die das nicht können, werden zuerst und zunächst schockiert. Für mich gilt das auch, und drum habe ich den Magen, diese Frage zu stellen. Aufgrund meiner Beobachtungen kann ich sagen: Wenn eine Erzieherin mit Diplom 1941 mit einer Erzieherin mit Diplom 1951 zusammenkam, konnte die von 1941 in der Regel von richtigen Minderwertigkeitsgefühlen heimgesucht werden, begreiflicherweise. Das hat mich schon in den Vorbereitungen für dieses Gespräch hier beschäftigt. Heute morgen hat mich nach der Regierungsratssitzung einer der Kollegen beim Abschied aufgefordert: «Sage ihnen deutlich, was am wenigsten zu verstehen sei, sei der Umstand, dass die Absolventen der sozialen Schulen durch ihre Sprache und Haltung zum Ausdruck bringen: Ich gehe auf Distanz! Und nicht: Ich habe den Mitmenschen gern!» Möglicherweise ist das Wort: 'Ich gehe auf Distanz!' das Schlüsselwort für eine bestimmte Berufshaltung. Von dem, der diese Schule nicht absolviert hat, kann eine solche Haltung fast nicht verstanden und gutgeheissen werden. Frau Zimmermann, darf ich Sie bitten?

Judith Zimmermann: Mich hat eine Beobachtung etwas seltsam berührt. Als Herr Schneider die Teilnehmer hier am Tisch vorgestellt hat, hat bei der Berufsangabe nie der Hinweis auf das erworbene Diplom gefehlt. Es handelt sich bei uns also insgesamt um Leute, die an irgendeiner Schule eine theoretische Ausbildung durchgemacht haben. Eben diese Leute sitzen eigenartigerweise ein paar Jahre später auf dem Podium und schimpfen über die Theoretiker. Ich frage jetzt ganz einfach: Was ist denn mit diesen Leuten innert weniger Jahre passiert? Was ist mit ihnen geschehen? Ist es vielleicht die Praxis, die mit ihren Problemen nicht zu Rande kommt? Haben es die Praktiker vielleicht deswegen so nötig, von der Therie und vom Theoretiker ein Feindbild aufzubauen? Ich denke, diese Frage wäre ebenfalls einmal anzugehen.

Eine Beobachtung, die für alle helfenden Berufe gilt

Herr Schneider hat erklärt, früher sei der Heimleiter noch für die Kinder dagewesen, heute habe er hingegen für die Erzieherinnen dazusein. Diese Beobachtung lässt sich aber in allen helfenden Berufen machen, überall, wo man in der Arbeit mit Menschen steht. Auch ein Altersheimleiter ist zeitweise sehr viel weniger für seine Pensionäre da und sehr viel mehr für sämtliche Mitarbeiter, von der Hausbeamten über die Krankenschwester und den Küchenchef bis zum Zimmermädchen und dem Hausburschen. Alle diese Leute haben zeitweise «wahnsinnig wichtig» Sorgen und scheinen sich nur noch mit sich selbst beschäftigen zu wollen. Alle scheinen sich zu fragen, wie sie sich im Heim noch einigermassen verwirklichen könnten. Das ist augenscheinlich keine Schwierigkeit, die bloss in der Heimerziehung zum Ausdruck kommt, sondern ist offenbar vielmehr ein allgemein-menschliches Problem in der heutigen Zeit: Ein Wort noch zum Votum von Frau Dubach, was die Spannung zwischen ausgebildeten und nicht ausgebildeten Mitarbeitern betrifft: In unserem Altersheim habe ich die Erfahrung gemacht, dass alle Schulpraktikanten, die wir gehabt haben – sogar von der so verschrienen Abteilung für Sozialpädagogik in Zürich – unsere besten Praktikanten gewesen sind. Wohl sind sie mit bestimmten Vorstellungen, bestimmten Theorien gekommen, haben bestimmte Ausdrücke und Forderungen à la «Man sollte doch soundso ...» vorgebracht, aber es sind immer Leute gewesen, die auch zu denken gelernt haben, gelernt haben, umzusetzen und aus gewonnenen Erfahrungen zu anderen Einsichten zu kommen. Beispiel: Eine Praktikantin begann gleich mit der Arbeit in der Küche, um das Heim ein wenig kennenzulernen. Sie kam von der Abteilung A. In der Heimküche wurde ein schwacher junger Mann beschäftigt, ein Epileptiker, der sehr schnell unter Stress geriet und streikte. Von allen Arbeitskollegen war er ausgeschlossen worden und wurde links liegengelassen. Das Mädchen konnte diesen Ausschluss-Mechanismus nicht billigen. «Aber wir haben in der Schule doch gelernt, erklärte sie, dass eine Gruppe auch einen Schwachen sollte tragen können!» Das hätte sich als 'schöne Theorie' leicht abtun lassen. Nach zweiwöchiger Mitarbeit in der Küche konnte sie sagen, sie habe gelernt und erfahren, was es bedeutet, wenn ein einzelner ein Arbeitsteam blockiere. Weil das Mädchen beim Mitschaffen zugleich midachte – das Denken scheint ja heute leider verpönt zu sein –, war es ihr möglich, ihre theoretischen Vorstellungen an der Erfahrung zu messen und zu neuen eigenen Schlüssen zu gelangen.

«Auch ein Sadist kann u. U. sehr spontan sein»

Dr. Fitzgerald Crain: Ich gehöre auch zu denen, die hier am Tisch über die Theoretiker geschimpft haben. Ich habe nicht darüber schimpfen wollen, dass es überhaupt eine Theorie gibt und eine theoretische Ausbildung. Ich finde den Bezug zwischen Theorie und Praxis enorm wichtig, Theorie als Möglichkeit, Abstand zu nehmen und aus Distanz ein Problem zu betrachten. Ich bin sogar der Meinung, dass es den sogenannten geborenen Erzieher, den sogenannten geborenen Lehrer nicht mehr geben sollte. Mit der Spontaneität allein ist es gewiss nicht getan, denn auch ein Sadist kann unter Umständen sehr spontan sein. Ich kann mir durchaus vorstellen, dass es unter den Erziehern 'Naturtalente' gegeben hat – oder Leute, die sich als solche betrachtet haben –, welche glauben, ohne Ausbildung

auskommen zu können. Solche Leute können in ihrer Wirkung auf die Kinder problematisch gewesen sein. Mein Interesse gilt aber vielmehr der Frage, wie sich die Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit des Kindes fördern lasse. In dieser Hinsicht habe ich gegenüber den Schulen manchmal etwelche Zweifel. Ich frage mich, ob gewisse Selbsterfahrungsweekends und die vielen Supervisionen die geeigneten Möglichkeiten zur Förderung dieser Auseinandersetzung wirklich sind. Doch vielleicht sind es halt einfach die einzigen Möglichkeiten. Zum Aspekt der Wissenschaftlichkeit: Was eine grosse Rolle spielt bei diesem Bedürfnis nach Wissenschaftlichkeit, ist das enorme Theoriedefizit der sozialen Berufe. Diese Berufe haben das Bedürfnis, sich durch Wissenschaftlichkeit zu legitimieren. Das ist im Erziehungsheim so und wird im Altersheim noch viel mehr so sein. Man hofft, durch Wissenschaftlichkeit zu grösseren Statussicherheiten und zu mehr Geltung zu kommen. Das scheint mir in allen sozialen Berufen der Fall zu sein bis hinauf zur Hochschule.

Suche nach Lösungen nur im Gespräch möglich

Hans Kunz: Herr Bühler hat meinen Hinweis auf das Bild, das sich der Ausbildner machen muss, aufgegriffen und mit Recht erklärt, auch der Praktiker mache sich ein solches. Selbstverständlich, jeder hat das Recht und die Pflicht dazu. Jeder macht sich das eigene Bild. Erst beim Versuch, die verschiedenen Bilder, die vorhanden sind, zusammen und zur Übereinstimmung zu bringen, kommt es zu Komplikationen. Solche Schwierigkeiten habe ich erlebt und erfahren, als wir in der SAH versuchten, zu einem gemeinsamen Bild zu kommen. Man kann sie nur lösen, wenn man zusammensetzt und miteinander spricht. Ich halte es für ein grosses und echtes Anliegen, dass die Vertreter der Schulen wirklich mit den Leuten, die im Heim praktisch tätig sind, zusammensetzen und dass die Konzepte gemeinsam erarbeitet werden. Ich möchte das sehr betonen. Doch: Wer kann das Mass dessen festlegen, was von der Theorie her und von der Schule soll eingegeben werden dürfen? Man darf gewisse Dinge, gewisse Zusammenhänge nicht zu sehr simplifizieren, sonst stimmt die Sache nicht mehr. Ein Wort noch zur wissenschaftlich eingefärbten Ausdrucksweise, zur Sprache, die vielfach gesprochen wird! Da möchte ich ganz aufrichtig sagen: Auch ich tue mir persönlich da schwer daran. An diesem Vorhalt ist was dran! Auch wenn ich gleich hinzufügen muss, dass man um gewisse Fachausdrücke mitunter einfach nicht herumkommt – gehen Sie einmal zu Technikern oder zu Ärzten; die Ärzte reden ja heute noch in lateinischen und griechischen Fachausdrücken. So darf man es auch einem Erzieher nicht verübeln, wenn er gerne gewisse Fachausdrücke braucht. Aber ich gebe zu: Manchmal könnte man schon noch etwas «deutscher» miteinander reden.

Auf das Reizwort «Ich gehe auf Distanz» möchte ich hingegen nicht eintreten. Da scheint mir eine zu sehr simplifizierende Formel geprägt und gefunden worden zu sein, dass ich es mir ersparen darf, ernstlich auf sie einzugehen. Zu den Selbsterfahrungsweekends: In ihnen muss man den Versuch sehen, während der Ausbildung in einer Richtung und so zu arbeiten, dass der Heimleiter später sich nicht mehr im bisherigen Ausmass mit den Erziehern beschäftigen muss, weil diese gelernt haben, selber ihre Konflikte untereinander auszutragen.

Versuch, von der Verberuflichung zur Professionalisierung aufzusteigen

Arnold Schneider: Wir bewegen uns noch immer, meine Damen und Herren, auf der Ebene der Verberuflichung und sind noch nicht auf der hohen Krete der Professionalisierung angelangt. Wir sind, von der Verberuflichung ausgehend, sogar ein bisschen abgewichen, auf einen Nebenweg geraten Richtung Ausbildung, Ausbildungsstätten. Aber Verberuflichung und Schulen gehören irgendwie eben doch zusammen. Ich möchte versuchen, ein bisschen in Richtung Professionalisierung aufzusteigen, muss zuvor aber wissen, was die Podiumsteilnehmer von einem derartigen Versuch halten.

Wo soll der «Ballonflug» beginnen?

Andres Bühler: Da muss ich gestehen, dass ich mir mit dem Vortrag von Professor Tuggener schwergetan habe. Vielleicht ist es diesem oder jenem Hörer im Saal auch so ergangen. Ich könnte mir sogar vorstellen, dass Herr Professor Tuggener gerade diese Wirkung zu erzielen beabsichtigt hat. Ich könnte mir vorstellen, dass er in unseren Kreisen einmal den Habicht hat aufscheuchen wollen. Ich selber bin noch nicht in der Lage, ihm der ungefährnen Spur nach zu folgen. Ich bin bereit, die von ihm skizzierte Entwicklung zu akzeptieren – vorausgesetzt, dass nicht schon auf der Ebene, auf der wir arbeiten, der Ballonflug einsetzen muss. Da sehe ich eine Gefahr, die gleiche Gefahr übrigens wie bei der Forderung der SAH-Schulen, als höhere Lehranstalt zu gelten. Wenn die Entwicklung auf Kosten der beruflichen Tüchtigung ginge, müssten die Heime wohl deutlich erklären: Da können wir einfach nicht mehr mitmachen! Das ist – Herr Kunz fürchtet ja Simplifikationen – wieder sehr simpel gesagt. Wir Heimleute fürchten uns bald davor, zu reden, weil wir schnell und leicht als terribles simplificateurs verdächtigt und ausgelacht werden. Aber hier muss ich nun einfach immer wieder die Bedürfnisse des Heims und der Heimkinder anmelden, indem ich auf die Gefahren hinweise und davor warne, dass der Weg zur beruflichen Tüchtigkeit, die nötig ist, wenn man handeln will, für die Absolventen der Schulen nicht abgekürzt wird. Er sollte sogar eher verlängert werden aus Rücksicht auf den grossen Stoffanfall aus den Human- und Sozialwissenschaften, der von den jungen Erziehern gar nicht mehr recht verinnerlicht werden kann. Mehr kann ich zum Stichwort Professionalisierung jetzt nicht sagen.

Arnold Schneider: Ich greife die Sache nochmals auf von einer andern Seite und gerate damit möglicherweise nebensinn. Wenn vom Roten Kreuz – kurz von den Leuten, die für die Ausbildung der Krankenschwestern verantwortlich sind – in die Ausbildungsgänge Absolventinnen einer Diplommittelschule mit 12jähriger Dauer ohne Maturität nicht mehr aufnehmen und wenn eine Maturität verlangt wird, damit man Krankenschwester werden kann, so gibt es parallel dazu Schulen für Sozialarbeit, die ebenfalls erklären, für die Aufnahme müsse au moins ein Maturitätsabschluss verlangt werden. Ist das ein Anfang, der zwangsläufig zur Professionalisierung führt?

«Verberuflichung» weder schön noch zweckmäßig

Marianne Dubach: Ich möchte beim Beruf nochmals anfangen, das Wort Verberuflichung finde ich weder schön

noch zweckmäßig. Ich meine, dass es für den gesamten Heimbereich Möglichkeiten für eine rechte Ausbildung unter rechten Bedingungen geben muss. Das dünkt mich klar und scheint mir ganz selbstverständlich zu sein. Die Gefahren sehe ich dann, wenn ich mir das von Herrn Tuggener gezeigte Schema vergegenwärtige und wenn ich mir überlege, wohin die 'ewigen' Fort- und Weiterbildungskurse (die viel Zeit und Geld kosten) führen können. Besonders deutlich sieht man im Spital, wohin diese Entwicklung führt. Da sind einerseits die Ärzte, die hierarchisch geordnet in ihren Positionen eine Stufenleiter bilden. Daneben stehen die Schwestern, die eine ähnliche hierarchische Leiter kennen und bei denen jede Schwester nur das tut, was die Oberschwester anordnet, und die Oberschwester nur das, was die Oberoberschwester wünscht. Dann gibt es die Laborantinnen mit gleichen Hierarchien. Eigenartigerweise stehen die einzelnen Berufssparten – in Basel ist es weitgehend so – wie Säulen nebeneinander, aber es sind nicht die einzelnen Einheiten, die berufsübergreifend miteinander zusammenarbeiten. Wenn die Professionalisierung im Heim lediglich dazu führt, dass wir lauter Spezialisten haben – abgesehen von den Psychologen, die als Helfer jeweils nur kurzfristig ins Heim zu kommen pflegen, und abgesehen von den Soziologen – wenn es also im Heim selber auch noch Erzieher mit Spezialdiplomen geben sollte und es gäbe dann noch einmal diese Säulen nebeneinander, dann kann ich diese Professionalisierung nicht als wünschenswert bezeichnen. Dann kann und muss ich sagen: Lieber nicht – so nicht!

Arnold Schneider: Ich kann hier beifügen, dass sich Frau Dubach im Spitalwesen auskennen dürfte. Ihr Mann ist Ordinarius an der Universität Basel und Klinikleiter am Kantonsspital.

Kann «Professionalisierung» das Miteinander fördern?

Heidi Tootill: Anfangen möchte ich, wo Frau Dubach eben aufgehört hat, anknüpfen bei der Spezialisierung. Wenn ich mich recht erinnere, hat Herr Professor Tuggener in seinem Vortrag vor der Versäulung und vor dem blossen Nebeneinander der verschiedenen «-logen» gewarnt. Ich selber erlebe im Heim die schönen Seiten des Zusammenarbeitens. Wenn der Psychologe erscheint, kommt er als Berater, der mir hilft, mit dem ich aber nicht immer die gleiche Meinung zu teilen brauche. Wenn die Professionalisierung im Sozialwesen oder wenigstens einmal in den Heimen dieses Miteinander in der Arbeit fördern würde, dann wäre sie gar nicht so ohne.

Rösli Wolf: Ein Wort zuerst zum Maturitätsabschluss bei Krankenschwestern. Natürlich wird eine Bewerberin mit Matur ohne weiteres aufgenommen, wenn sie den übrigen Anforderungen entspricht. Aber man kann auch mit Primarschulabschluss Krankenschwester werden. Das ist also ebenfalls möglich. Jetzt zur Professionalisierung! Die Frage scheint mir, ist die, wie man diese verstehen will. Wieder ein Beispiel: Ein älterer Arzt hat unlängst öffentlich erklärt, es sei einem jungen Arzt nicht zuzumuten, während längerer Zeit im Pflegeheim zu arbeiten, weil er doch in seiner Arbeit zu Erfolgslebnissen kommen

Wunschmenüs im Heim

Im Frühling 1980 erschien im VSA-Verlag die von Küchenchef Franz Binz (Schaffhausen) bearbeitete «Menüsammlung aus 100 Altersheimen», die innert Jahresfrist vergriffen war. An dieses Bändchen knüpft eine neue Sammlung von Menüvorschlägen an, welche dank der Erfa-Gruppe der Altersheimköche Zürich zustande gekommen ist. Als Herausgeber zeichnen diesmal die Küchenchefs Paul Baumgartner und Richard Dobler.

Für das im Verlag VSA erschienene neue Sammelbändchen haben die Herausgeber den Titel «Wunschmenüs im Heim» gewählt. Es ist Ergebnis einer im Frühjahr 1982 in 19 Altersheimen der Region Zürich durchgeföhrten Umfrage, an welcher sich rund 350 Pensionäre beteiligten. Es gingen – wie sich dem Vorwort entnehmen lässt – insgesamt 2700 Vorschläge ein, die in der Folge ausgewertet wurden. Das Bändchen enthält auf 20 Seiten gegen 180 Vorschläge für den Mittags- und Abendtisch im Heim. Es handelt sich dabei um die in den Antworten am häufigsten genannten Wunschmenüs.

«Die Ernährung ist ein wichtiges Glied in der Kette der Dienste und Aufgaben des modernen Altersheims», erklären die Herausgeber, wobei sie darauf hinweisen, dass physiologische und psychologische Aspekte zu berücksichtigen seien. In einem besonderen kleinen Kapitel wird erläutert, weshalb jede Heimküche bei der Zusammenstellung des Speisezettels auf das Gleichgewicht zwischen Gewohnheit und Abwechslung zu achten habe. «Aber auch das sorgfältige Anrichten, Garnieren und Servieren ist im Heim so wichtig wie im Hotel oder zu Hause», denn «die Atmosphäre beim Essen spiegelt die Lebensatmosphäre im ganzen Heim». Die neue Menüsammlung ist zum Preis von Fr. 7.– (inkl. Porto) beim Sekretariat VSA erhältlich.

Bestellung

Bitte einsenden an Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich

Wir bestellen

.....Exemplar(e) des Bändchens «Wunschmenüs im Heim» zum Preis von Fr. 7.– (inkl. Versandspesen).

Name, Vorname _____

Adresse (d. Heims) _____

PLZ Ort _____

Datum _____

müsste. Praktisch heisst das, dass der junge Arzt nur im Akutspital zu seinen Erfolgserlebnissen kommen kann. Eine Krankenschwester erklärte dagegen an derselben Veranstaltung, im Pflegeheim gebe es Patienten, bei denen intensivste Pflege erforderlich sei. Im Akutspital kann eine 'Intensivschwester' nur auf den Knopf drücken und die professionellen Spezialisten eilends zu Hilfe rufen. Im Heim aber kommen mir die Spezialisten nicht zu Hilfe.

Gefährliches Revierdenken im Sozialbereich

Dr. Fitzgerald Crain: Mir ist der Unterschied zwischen Verberuflichung und Professionalisierung einfach noch nicht recht klar. Ich weiss nicht so recht, wie das im Feld der sozialen Agogik konkret aussehen soll. Ich stelle mir unter dem Stichwort der Professionalisierung vor, dass eine Standesorganisation geschaffen wird, die nach aussen wirken und vor allem defensive Funktionen haben soll. Man probiert, ein Revier abzustecken und dieses nach fast gewerkschaftlichen Aspekten zu organisieren und zu sichern. Gerade diese defensiven Funktionen aber stören mich. Das Revierdenken, das im Sozialbereich im Gange ist, diesen Kampf um die eigene Position, den finde ich verhängnisvoll. Schliesslich stellt sich mir noch die Frage, wie weit eine Professionalisierung im ganzen Bereich überhaupt möglich sei angesichts der bestehenden Verdienst- und Statusunterschiede. Das ist mir nicht klar, wie das funktionieren würde. Solange beispielsweise der Sozialarbeiter besser gestellt ist als der Heimerzieher, scheint es mir schwer zu sein, ein gemeinsames Dach zu finden. Aber vielleicht habe ich den Professionalisierungsbegriff falsch verstanden, ist auch möglich.

Verlust der Freiheit – mit Kostenfolgen

Judith Zimmermann: Bei dem Szenarium, das Herr Professor Tuggener beschrieben hat, habe ich ebenfalls ein Gefühl von Kälte gespürt, nicht wegen der Klimatisierung im Saal, sondern wirklich wegen dieses Bildes der Vollprofessionalisierung, die aus Sozialarbeitern und Erziehern 'Agogen' macht. Erstens fürchte ich, dass durch diese Vollprofessionalisierung unerhört viel Freiheit zerstört und kaputtgemacht würde. Wir haben ja feststellen können, dass in der Laufbahn des XY irgendwann nach 15 oder 20 Jahren überhaupt erst der Einstieg in eine Heimleitung möglich ist, erst, nachdem er – versteht sich – alle unteren Stufen durchlaufen hat. Die Laufbahn des XY ist ähnlich der Laufbahn des Arztes, der zuerst seine Studien, seine Praktika zu absolvieren hat, dann die Assistentenstellen, dann als Oberarzt tätig sein, bis er schliesslich vielleicht einmal zum Klinikdirektor aufsteigen kann. Es gibt heute aktive Heimleiter aus sämtlichen Berufen, sämtlichen Schichten, mit allen möglichen Vorbildungen. Ich finde es wunderbar, dass eine Kommission eben jenen Heimleiter wählen kann, den sie haben will, gleichgültig, ob er diese oder jene Ausbildung habe. Wirklich, ich finde es gut, dass einer nicht aufgrund eines Diploms gewählt werden kann, sondern allein aufgrund der Tatsache, dass er als Mensch der Kommission passt. Das gibt dem Leben im Heim und dem Heimwesen überhaupt eine Befruchtung, auf die nicht verzichtet werden sollte. Ich finde mich in meiner Meinung bestätigt, wenn ich mich in unserer kleinen Erfa-Gruppe umsehe. Jeder Heimleiter dieser Gruppe kommt aus einem andern Beruf und jeder führt sein Heim wieder anders als die

Kollegen. Und ich bin sicher, dass jeder Pensionär in den Heimen unserer Gruppe überzeugt ist, in einem guten Heim zu wohnen – abgesehen von den fünf Unzufriedenen, die jedes Heim aufzuweisen hat, auch das Heim eines Vollprofis.

Zweitens hat mir sehr zu denken gegeben, wieviel Kraft für die Aufrechterhaltung einer derartigen Professionalisierung investiert werden müsste. Herr Tuggener hat – ein bisschen ironisch – die unzähligen Kommissionen, Gremien, Fachausschüsse, Arbeitsgemeinschaften erwähnt, die nötig sind, damit dieser XY seine Laufbahn überhaupt hat durchlaufen und abschliessen können. Diese Kraft, die es für die Aufrechterhaltung brauchte, lässt sich anders und besser einsetzen. Neben dem Kraftaufwand denke ich auch an die enorme Kostenexplosion. Nehmen wir doch das Beispiel der vollprofessionalisierten Ärzte. Da zeigte die Professionalisierung ihr wahres Gesicht, und nicht zufällig haben wir alle das Gefühl, bald nur noch für das Gesundheitswesen arbeiten und verdienen zu müssen.

Ein Letztes: Im Falle einer solchen Vollprofessionalisierung im Sozialwesen würde der Klient ganz und gar zur Nebensache werden. Bezeichnenderweise hat Herr Tuggener das Wort Klient oder Pensionär oder Patient oder Zögling oder Schützling auch nicht ein einziges Mal verwenden müssen in seinem Referat. Spielend kam er aus ohne. Er konnte den XY alt werden lassen, ohne auch nur

einmal auf den Betreuten, aufs Kind, auf den Betagten, den Behinderten, Bezug nehmen zu müssen, mit dem wir im Heim umgehen. Dann wäre die Gefahr wirklich gross, dass einer diese Laufbahn nur aus Prestigegründen einschlägt, weil ihm diese oder jene Aussicht verlockend scheint. Man wird ja dann durch die Standesorganisation gedeckt und geschützt. Dann ist es mit grosser Sicherheit nicht mehr die Liebe, die Zuwendung zum Mitmenschen, die einen in diese Arbeit führt.

Arnold Schneider: Alle Hochachtung vor Ihnen, Frau Zimmermann! Zuerst habe ich geglaubt, Sie auf der Höhe der Engel ansiedeln zu müssen. Jetzt erkenne ich, dass Sie fest auf dem Boden der Realitäten stehen. Sie sagen zwar ja zur Verberuflichung, aber Sie machen zur Professionalisierung wenigstens ein Fragezeichen . . .

Judith Zimmermann: . . . mehr als bloss ein Fragezeichen . . .

Arnold Schneider: . . . sogar mehr als bloss ein Fragezeichen. Also ist sie ganz und gar eine der unsrigen! (Heiterkeit) Jetzt aber, meine Damen und Herren, möchte ich unser Gespräch öffnen und das Wort freigeben auch für die Hörerinnen und Hörer im Saal, die bisher mit soviel Aufmerksamkeit und Geduld uns gefolgt sind. Wer sich meldet, möchte doch bitte zugleich seinen Namen und seine berufliche Herkunft nennen.

Abschluss: Die Hörer haben das Wort

Maria Züblin-Waser: Mit meinem Mann zusammen leite ich in Cham das Altersheim Büel. Heute habe ich die gemischten Gefühle betrieben. Entweder habe ich den Vortrag von Professor Tuggener missverstanden oder dann haben ihn die andern – vom Podium – missverstanden. Ich habe über diesen Vortrag eine Riesenfreude gehabt. Professor Tuggener hat auf eine überaus feine Art dargestellt, was für uns alle eine grosse Gefahr ist. Nicht in der Professionalisierung oder in der Verberuflichung freilich sehe ich diese Gefahr, sondern vielmehr darin, dass wir selber überschätzen, was wir gelernt haben. Da liegt der Hase im Pfeffer! Auch ein Doktortitel dispensiert den Menschen nicht davon, zu erkennen und zu wissen, wo seine Grenzen liegen. Dr. Crain hat mir aus dem Herzen gesprochen. Heute kommen die Kinder aus der Schule heim: Wenn es sich noch um Primarschüler handelt, pflegen sie zu rufen «Du Mami, i müss-der öppis verzelle!» Und wenn sie schon etwas älter sind, kommen sie nach Hause und wollen «kein Gespräch führen» (Heiterkeit). Man versucht, alles ‘fachlich’ zu begreifen und in irgendeine Wissenschaft zu pressen, anstatt in Natürlichkeit entgegenzunehmen und anzuwenden, was man mitbekommen hat. Und wenn Frau Dubach erklärt hat, mit der Ausbildung komme auch eine gewisse Distanz ins Spiel gegenüber den freiwilligen Laienhelperinnen, dann muss ich darauf erwidern, dass diese Distanz manchmal auch auf verbogene soziale Einstellungen dieser Laien zurückgeführt werden kann – weil es sich um sogenannte Wohltätigkeitsstanten handelt, die einmal in einem Psychologie-Schmöker geblättert haben mögen. Ich meine Ausbildung – soviel wie möglich! Ich glaube, Berufe – soviel wie möglich, Wissen – soviel wie möglich, auch im Heim! Aber ich glaube auch und

noch viel mehr, dass wir erkennen müssen, wohin diese Entwicklung führen kann. Wir müssen die Grenzen der Anwendbarkeit und des Machens kennen und wir sollten dabei zugleich normal und vernünftig bleiben (Beifall).

Arnold Schneider: Danke schön Frau Züblin! Das zu hören, muss für Professor Tuggener tröstlich gewesen sein. Und fein für mich war Ihre Umschreibung der «Wohltätigkeitsstante» . . . Wir pflegen in Basel etwas gröber von «Wohltätigkeitshyänen» zu reden . . . (Heiterkeit).

Hans Rudolf Winkelmann: Ich komme aus Zürich und leite ein Altersheim. Heute nachmittag habe ich mit einer grossen Schwierigkeit zu tun gehabt, indem ich den Transfer in die Gerontagogik nicht geschafft habe. In dem Podiumsgespräch war von Kindern, von Erziehung und von pflegerischen Belangen die Rede. Persönlich würde mich aber interessieren, wie die Verberuflichung der Tätigkeit des Altersheimleiters aussieht. Eine Mehrheit der hier im Saal Anwesenden dürfte in der Altersarbeit tätig sein. Ich habe irgendwie ein ungutes Gefühl. Überall entstehen Berufe, auch in der Pflege, wo anscheinend eben doch sogar die Maturität nötig ist. Ich denke an das, was Frau Zimmermann ausgeführt hat, wenn ich frage: Was wird geschehen, muss geschehen, falls wir nicht am Ball bleiben in der Ausbildung des künftigen Altersheimleiters? Frau Zimmermann und ich machen in der gleichen Erfa-Gruppe mit und diskutieren relativ viel darüber, ob und wie der Beruf die Berufung allenfalls zudecken könnte. Für den morgigen Tag habe ich deshalb den Wunsch, dass die Gerontagogik mehr Berücksichtigung finde – oder eben die Frage, wie der Grundberuf des künftigen Altersheimleiters

ters aussehen muss. Von einer Professionalisierung im engeren Sinne brauchen wir in der Altersarbeit ja gar nicht zu reden. Irgendwann müssen doch die nötigen Gesetze geschaffen werden, wie es sie beispielsweise in Deutschland gibt, in denen der Gesetzgeber sagt, wie dieser Beruf aussehen muss. Mir will scheinen, wir hätten bisher irgendwie geschlafen.

Arnold Schneider: Darf ich hierzu gleich etwas sagen? Es ist nicht leicht, immer alles aufzufangen und im Auge zu behalten. Auch nicht leicht, immer den Bogen zu finden, der vom Kinderheim bis zum Altersheim führt. Wenn Sie mich fragen, Herr Winkelmann: Mir scheint es richtig und ein wichtiger, letzter Schritt zu sein, dass man einen Ausbildungsgang für Altersheimleiter anbietet. Wie der aussehen und von welcher Dauer er sein soll, weiß ich jetzt nicht, vielleicht erst einmal halbjährig und – wenn möglich – berufsbegleitend. Das wäre noch abzustecken. Aber Sie dürfen nicht übersehen, dass in der Entwicklung der Heimerziehung der Lehrer eine erhebliche Rolle gespielt hat. Der Lehrer ist im Heim als Heimleiter lange Zeit gewissermassen eine gegebene Grösse gewesen. Im Altersheimbereich dagegen glaubte man, einfach vom Verwalter ausgehen zu dürfen, indem man sich sagte, ein Altersheim leiten könne im Grunde jeder. Nach meiner Meinung hat aber nicht jeder die Fähigkeit, die es für diese Aufgabe braucht. Doch kann einer, der sich zu einer solchen Aufgabe hingezogen fühlt, gewisse Kenntnisse zusätzlich erwerben, dann leistet er die Arbeit besser und hat mehr Sicherheit. An die Gesetzgebung glaube ich in diesem Falle nicht so ganz – aber damit bin ich vielleicht schon etwas ausgebrochen und von meiner Aufgabe hier abgewichen.

Marianne Dubach: Der Ausdruck 'Wohltätigkeitshyäne' hat mich gestochen. Ich glaube, es gibt sicherlich verschiedene Arten, wie freiwillige Mitarbeit geschehen kann. Es gibt sicherlich auch sehr unterschiedliche Motivationen hierzu. Ich möchte in Ihrem Kreis aber doch sehr gerne sagen, dass ich es äusserst bedenklich finde, wenn jede Arbeit im Heim verberuflich werden sollte, sodass von der Freiwilligkeit und von der freiwilligen Mitarbeit bloss noch in despektierlichen Sprüchen im Blickwinkel der Verdächtigung die Rede sein dürfte. Unser Staat hat es sehr, sehr nötig, meine ich, dass wieder mehr freiwillige Arbeit geleistet wird. Und ich sehe nicht ein, weshalb

freiwillige Mitarbeit von Laien nicht soll profitieren können von der Ausbildung jener, die beruflich in der Heimarbeit tätig sind. Ich meine, das wäre sehr wohl möglich. Und ich bin auch der Ansicht, dass zum Beispiel Hausfrauen, die von einem ganz anderen Ausbildungsgang herkommen, einem Heimleiter oder einem Heimerzieher von aussen her nützliche Hilfe bringen könnten. Ich halte es für wichtig, die gegenseitige Achtung zu stärken und das Vertrauen zwischen Laien und Profis zu fördern. Ich habe auch wenig Verständnis für die «Wohltätigkeitsstanten». Aber eben – es sind nicht alle freiwilligen Helferinnen «Wohltätigkeitsstanten»! Eine Änderung, Erneuerung des Denkens tut not. Frauen und Männer arbeiten in vielen Aufgaben freiwillig und uneigennützig mit. Diese gute Freiwilligkeit sollten wir in Zukunft unbedingt wieder mehr stützen.

Arnold Schneider: Als Erziehungsdirektor habe ich es zu tun mit Lehrern, Professoren und Rektoren, aber auch mit Mitgliedern von Aufsichtskommissionen, die Laien sind, und was die freiwillige Mitarbeit dieser Laien betrifft, bin ich mit Frau Dubach derselben Meinung, dass man zu ihr Sorge tragen muss. Ich möchte mich nicht des fehlenden Respektes schuldig machen.

Prof. Dr. Heinrich Tuggener: Ich möchte mich zu zwei Punkten äussern. Thema Lehrer: Denken Sie daran, dass die Heime, vor allem die Heimerziehung, vom Schulheim bis zum Jugendheim, bis nach dem Zweiten Weltkrieg praktisch von den Lehrern gelebt haben. Sie konnten das tun, weil Lehrer vorhanden gewesen sind wie rote Hunde, also im Überfluss. Von diesen Lehrern haben die einen im Bündnerland Strassen gebaut, die anderen sind in die Industrie gegangen oder sind Instruktoren geworden. Zum Teil sogar Divisionäre und Korpskommandanten, weitere gingen in die Politik und stiegen auf bis zum Bundesrat, doch ein Teil dieser Lehrer fand für drei bis vier Jahre den Weg ins Heim. Dort verdienten sie ihre Sporen als Allrounderzieher ab. Dazumal war die Arbeit im Heim eine sehr gute Qualifikation und ein Ausweis, wie etwa für einen Assistenzarzt, der von sich sagen konnte, er habe bei Professor Dubach gearbeitet. Dann ging dieser Lehrer nach Zürich oder in eine andere vornehme Gemeinde, und dort sagte man: Das muss ja ein guter Lehrer sein, den wollen wir haben! Auf die Zeit des Überflusses folgte die Zeit des Lehrermangels. Ich bin selber während der Mangelzeit

Bequem sitzen ist eine Forderung die nur erfüllt werden kann, wenn Sessel, Stühle und Fauteuils dem Benutzer angepasst sind. Das ist der Fall bei den speziell für Betagte und kranke Menschen entwickel-

ten Skandi-Form-Möbeln mit ansprechendem schwedischem Design, im sympathischen Werkstoff Holz und mit vielen Bezugsstoff-Varianten. Verlangen Sie unsere Farbprospekte.

embru

Embru-Werke, Kranken- und Pflegemöbel, 8630 Rüti
Telefon 055/31 28 44

Embru bringt Komfort ins Heim

SAP 2/81

Sitzmöbel



IFAS, Halle 2, Stand 224

Schulpräsident gewesen und habe oft 50 bis 60 Lehrer fast angefleht, ob sie nicht kommen würden. Die Schulgemeinde konnte formell zwar noch Lehrer wählen, doch in Wahrheit haben die Lehrer die Schulgemeinde gewählt.

Als Junglehrer bin ich anno 45 in Riehen in der damaligen Taubstummenanstalt Lehrer und Erzieher gewesen, sozusagen in Universalkombination. Wir haben alles gemacht, von der Gartenarbeit bis zum Strassenwischen. Als sich der Mangel bemerkbar machte, musste man den Lehrern im Heim flattieren, und diese begannen sich immer mehr ins Schulzimmer zurückzuziehen. Viele Heime erstellten den Lehrern auch eigene Wohnhäuser mit allem Komfort. Wo sich die Lehrer zurückzogen, wurden sie in der Arbeit durch Erzieher ersetzt, vorwiegend durch Frauen. Mit Beginn der sechziger Jahre wurde die Erziehung aber auch ein Beruf für Männer. Und die Männer, die in diesem Beruf einstiegen, wünschten andere Karriere-Aussichten. Sie waren ihres früheren Berufes überdrüssig, suchten eine neue berufliche Betätigung und wünschten aber auch entsprechende berufliche Aussichten und Chancen. Das hat der Sache eine andere, eine neue Dynamik gegeben. Vielleicht ändern sich die Verhältnisse bald wieder. Schon jetzt erkundigen sich wieder arbeitslose Lehrer nach Arbeitsmöglichkeiten im Heim. Das schafft eine merkwürdige Spannung. In diesem Zusammenhang ist auch zu den vielen Maturanden etwas zu sagen. Ich möchte Sie – selbst wenn Sie es gar nicht gern hören sollten – darauf hinweisen, dass bei den Maturanden eventuell Ihr Personal-Reservoir von morgen liegt. Wir haben, verursacht durch die Bildungspolitik der letzten 20 Jahre, die Maturanden-Quote in der Schweiz mehr als verdoppelt. Das weiss Regierungsrat Schneider noch besser als ich. Diese armen Teufel von Maturanden sind allesamt zu einem Universitätsstudium verurteilt, auch wenn sie sich zum Studium nicht eignen. Unter der Hand zeichnet sich jetzt ab, dass die Maturanden zwischen Mittelschule und Universität eine längere Pause einzulegen beginnen. Sie zögern, in ein Studium einzusteigen. Eben dort liegt ein Reservoir von Leuten, die eine sinnvolle Beschäftigung mit Menschen suchen, auf welche ich nicht verzichten würde, auch wenn dazu ein Sprung über den eigenen Schatten nötig wäre oder sogar ein Salto mortale nach rückwärts. Vielleicht fänden sich dort Leute mit Standvermögen und mit dem Sitzleder, das Sie ja vermissen, auf allen Stufen und in allen Bereichen im Heim. Diese Dinge würde ich mir wirklich genau bedenken.

Punkt zwei: Ihr Tagungsthema heisst «Professionalisierung im Heim». Dieser Titel lässt sich in dreierlei Art verstehen. Eine der drei Arten habe ich in meinem Vortrag dargestellt, indem ich sagte, im Heim würde ich die Versäulung nicht für sinnvoll halten. In meiner Fiktion, als futuristische Anekdote, habe ich gezeigt, dass es im gesamten Bereich des Sozialwesens – das heisst vom Kleinkind bis zum betagten Chronischkranken und von der Jugendarbeit bis hinüber zum Jugendclub, inklusive eventuell AJZ – vielleicht sinnvoll sein könnte. Von der dritten Art des Verstehens habe ich nicht gesprochen. Aber diese wird da vorn auf dem Podium deutlich erkennbar repräsentiert. Sie heisst: Professionen im Heim, nämlich die Lehrer, patentiert nach Berner Manier, jetzt Heimleiter; daneben die diplomierte Erzieherin, patentiert nach Basler Manier – linkes oder rechtes Rheinufer. Ich überspringe Frau Dubach und Regierungsrat Schneider und komme zu Frau Zimmermann, diplomierte Sozialarbeiterin,

Weiterbildungskurs zum Praktikumsanleiter

Die Erzieherschule Basel bietet einen den Bedingungen der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Heimerzieherschulen entsprechenden Kurs an für die Weiterbildung zur Praktikumsanleiterin/zum Praktikumsanleiter.

Der Kurs ist in berufsbegleitender Form geplant und dauert von März 1983 bis Juni 1984. Anmeldeschluss: 10. Dezember 1982.

Nähre schriftliche Informationen sind erhältlich bei der
**Erzieherschule Basel,
Thiersteinerallee 57, 4053 Basel.**

rin, Altersheimleiterin. Neben ihr sitzt der patentierte Primarlehrer nach Zürcher Modell, Herr Kunz war zwei Klassen unter mir im Seminar, hat dann Karriere gemacht wie Herr Schneider, der ebenfalls Lehrer war. In Frau Wolf haben wir die diplomierte Krankenschwester AKP, was nicht etwa Allgemeiner Kodex für Patientenliebe bedeutet (Heiterkeit), sondern Allgemeine Krankenpflege heisst, als gibt es auch noch eine Spezielle Krankenpflege. In Herrn Dr. Crain haben Sie den diplomierten Psychologen vor sich, ich weiss nicht, welchem Fachverband er angehört. Jedenfalls scheint er mir hochverdächtig, eine organisierte Profession zu vertreten. Und Sie haben schliesslich die Vertreterinnen der diplomierten Haushalteileinnen. Alle diese Professionen dringen von der Seite her ins Heim ein und sehen sich auf einmal genötigt, eine gemeinsame Sprache zu sprechen. Sagen Sie mir morgen, meine Damen und Herren, wie Sie das Problem dieser Vielfalt lösen wollen! (Heiterkeit und starker Beifall).

Arnold Schneider: Man kann dem Gesprächsleiter sicher viele Vorwürfe machen – einen Vorwurf aber nicht, nämlich den, dass wir nicht pünktlich zu einem Schluss gekommen seien. Es ist mit auch klar geworden, weshalb Herr Professor Tuggener eine so steile Karriere gemacht hat. Weil er, das meine Antwort, in Basel, das heisst in Riehen, sein Grundwissen geholt hat. Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen! (Starker Beifall).



Orris Fettwerk AG
6300 Zug
Tel. 042 31 19 36